

Vertrauen kann ich, wem ich glaube

Seelsorge kann nicht außerhalb von echten Beziehungen stattfinden und das Engagement für die Würde von kranken Menschen ist unglaublich, wenn es bei den Gesunden zwischen Frauen und Männern unterscheidet. **Karin Klemm**

Während diese Zeilen entstehen, nehmen die Taliban in Afghanistan den Frauen wieder die Rechte auf Bildung, auf politische Mitverantwortung und auf die Freiheit zu entscheiden, was sie glauben und wie sie sich kleiden möchten. Mit dieser diskriminierenden Praxis sprechen sie Frauen und Mädchen die Würde ab.

Wie glaubwürdig ist meine Kirche, bin ich als katholische Theologin, wenn ich dazu Stellung nehme? Denn ich arbeite in einer Kirche, deren Leitung immer noch konsequent Frauen diskriminiert, indem allein Männer und keine Frauen nach ihrer Berufung im kirchlichen Dienst gefragt werden. Immer noch versucht die Leitung der katholischen Kirche, den Respekt gegenüber der Würde von Männern anders zu leben als den Respekt gegenüber den Frauen. Dadurch wird das Engagement für die Würde aller Menschen unglaubwürdig.

In meinem Hospizalltag scheint Afghanistan weit weg, fast genauso weit wie Rom. Nicht aber die Frage nach der Würde. Die ist omnipräsent, wie in jeder Einrichtung der spezialisierten Palliative Care. Und deshalb bleiben wir in der Frage nach der Würde am Lebensende mit den Menschen in Afghanistan in Verbindung und mit allen, deren Würde durch Diskriminierung oder gar Gewalt mit Füßen getreten wird. Im Folgenden möchte ich reflektieren, wie PatientInnen im Hospiz erfahren, wie

sie in ihrer Würde respektiert werden. Dabei beziehe ich mich auf deren eigene Äußerungen.

ERFAHRUNGEN

Frau H. weiß, dass sie wegen ihrer halbseitigen Lähmung nicht mehr ‚schön‘ essen kann, die Folge einer zum Tod führenden Erkrankung. Dennoch hat sie sich einladen lassen, am gemeinsamen Mittagstisch ihre Mahlzeiten einzunehmen, zusammen mit den Mitarbeitenden, Angehörigen und anderen PatientInnen. Sie erfährt, dass sie nicht über das Maß an Hilfeleistung, das sie benötigt, definiert wird. Sie erfährt, dass sie vermisst wird, wenn sie einen Tag der gemeinsamen Mahlzeiten auslässt. Und sie erfährt Ansehen. Wir schauen hin, wenn sie den

Karin Klemm

geb. 1964, Hospizseelsorgerin, seit Januar 2020 im Hospiz Zentralschweiz in Luzern; vorher 7 Jahre in der Pfarrei, 19 Jahre im Akutspital und knapp zwei Jahre in der Psychiatrie als Seelsorgerin tätig; Lehrbeauftragte für Spitalseelsorge an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern, CPT-Kursleiterin und Supervisorin; verheiratet mit Peter Zürn, gemeinsam beschenkt von einem erwachsenen Sohn, begleitet von und angewiesen auf Freundinnen und Freunde.

Kaffee verschüttet, das Dessert über das teilweise gelähmte Kinn rinnt. Dabei sehen wir vor allem eine Frau, die – wie wir – mit Appetit isst, in Gesellschaft und mit Genuss. Wir erleben eine Frau, die sich erinnert, wie früher die Äpler Makronen geschmeckt haben und erzählt, woran sie diese Mahlzeit erinnert. Natürlich ist jemand dabei, der aufmerksam schaut, dass Frau H. sich nicht verletzt mit Heißem oder einem spitzen Gegenstand. Aber im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit ist kein Defizit von Frau H., sondern ihre Präsenz in unserer Tischgemeinschaft, die wir auf Augenhöhe mit allen am Tisch pflegen. Unsere Multiprofessionalität findet nicht nur beim Rapport und den gemeinsamen Visiten statt, außer die Pflegenden brauchen mehr Distanz in der Mittagspause, das ist ihnen freigestellt.

Und Herr S., der sich so auf das halbstündige Konzert gefreut hat, kam zu spät, weil die Pflegende ganz lange mit Kissen experimentieren musste, damit er so schmerzarm wie möglich in unser Wohnzimmer geschoben werden konnte. Wir warteten mit dem Beginn des Konzertes auf ihn. Dieses Warten konnte er gerade noch annehmen, ohne sich für die verursachte Verspätung zu schämen. Dass er aber die 30 Minuten wegen der Schmerzen nicht ausgehalten hat und er während der Celloklänge zurück ins Zimmer musste, beschämte ihn zutiefst. Seine Scham erinnerte ihn daran, wie er einmal war und wie er immer noch sein möchte. Statt Kopfschütteln und abwertenden Blicken, die er befürchtete, weil das in Konzertsälen eine zu erwartende Reaktion wäre, gab es Mitgefühl der anderen ZuhörerInnen und eine Zugabe der Musikerin auf dem Gang vor seinem Zimmer. Damit erfuhr er, dass er nicht über sein Unvermögen und sein Defizit wahrgenommen wurde, sondern als Musikliebhaber, als das, was ihn schon viel länger ausmacht als die Erkrankung,

an der er bald sterben würde. Er fühlte sich zuerst in seiner (für ihn identitätsstiftenden) Liebe zur Musik wahrgenommen, damit erfuhr er sich wahrgenommen in seiner Würde und sein Gefühl der Beschämung verlor an Kraft.

Mit Frau H. und Herrn S. im Rücken lade ich ein zu einem biblisch genährten Blick auf Menschen, die auf die Unterstützung anderer angewiesen sind, und auf meine Aufgabe als Hospizseelsorgerin.

REFLEXION

Unterstützung annehmen und Würde zu haben, das scheint in unserer Gesellschaft zum Widerspruch geworden zu sein. Das ist eine Tragödie für alle, die auf Unterstützung angewiesen sind. Und für alle, denen das jüdisch-christliche Menschenbild am Herzen liegt. Die EWIGE hat uns als Menschen erträumt, die mit und für andere leben. Nicht für uns allein, sondern als soziale Wesen sind wir gedacht. In unserer Gesellschaft scheint das Angewiesensein auf andere zur Sünde gegen das Dogma der Autonomie zu verkommen.

Als Seelsorgerin bin ich sicher nicht zuerst wegen meiner schönen Worte zur Würde gefragt, sondern wegen meiner Haltung und meinen Handlungen in alltäglichen Begegnungen. Gefragt sind auch immer weniger explizit religiöse Zeichenhandlungen, wie die Krankenkommunion oder die Teilnahme an einer Feier oder ein Abendsegen. Häufiger wird ein solches Bedürfnis erst nach einigen gemeinsamen Mahlzeiten geäußert, also dann, wenn es schon ein gemeinsames Lachen über stibitzte Desserts gab oder ein Gespräch über die beste Schokolade. Oder nachdem Wahrnehmungen möglich wurden, wie die Seelsorgerin einen Patienten im

Innenhof, also einsichtig für alle, unbeholfener als die Pflegenden das gekonnt hätten, mit Sonnenschutzcreme eingestrichen hat. Oder nachdem erlebt wurde, wie die Seelsorgerin mit einer jungen Frau lachend im Innenhof saß, ohne Bibel, aber mit zwei Tassen Tee und viel Schokolade, ihr ganz zugewandt.

FOLGERUNGEN

Religion als etwas, das ausgeübt werden will, gehört nach meiner Erfahrung (seit 1998) immer seltener zu den Grundbedürfnissen von Menschen in palliativen Situationen. Meistens müssen zuerst die primären Bedürfnisse nach Sicherheit und Geborgenheit gewährleistet sein. Danach kommen die Erinnerungen an das Geborgensein bei GOTT. Frau B., mit der ich viele Gespräche über die Quellen, aus denen sie schöpfte, geführt habe, hat sich nie groß für meine Funktion interessiert. Die steht zwar auf meinem Namensschild und damit hatte ich mich ihr auch vorgestellt, aber es hatte in den ersten Wochen keine Bedeutung für sie. Dann hörte sie eines Tages, einem Sonntag, dass ich gerade aus einem Gottesdienst der Nachbarpfarrei kam, den ich gestaltet hatte. Sie fragte verblüfft: „Was ist genau Ihre Funktion hier im Haus?“ „Ich bin Seelsorgerin, Frau B.“ Und ihre Verblüffung hielt an. Denn sie hatte bisher noch nicht erlebt, dass kirchliche Seelsorge echtes Interesse an ihrer Person voraussetzt: an den Quellen, aus denen sie schöpft oder an ihrem persönlichen Erleben, wie es ist, im Alltag auf Unterstützung angewiesen zu sein. Früher begegnete sie kirchlichen Handlungen in Gottesdiensten oder bei Ritualen mit leeren Formeln, außerhalb von echten Beziehungen

zur Seelsorgerin. Und dabei erfuhr sie nie echtes Interesse an ihrer Person.

Aus Frau B. wurde langsam eine Patientin, die sich gerne den Segen zusprechen ließ. Mit der Zeit begann sie, sich für Psalmen zu interessieren, also für die Gebete der Bibel, in denen das Dunkle und Schwere ungeschönt benannt wird und im Klagen und Hoffen das Schwere der EWIGEN hingehalten wird, auf dass es verwandelt werden kann. Sie stellte ihre Klagen in einen religiösen Raum, den sie aus freien Stücken betrat und sich frei fühlte, jederzeit weiter- oder herauszugehen, lächelnd – über sich – und neugierig, auf das, was es zu entdecken gab, zum Beispiel alte wärmende Worte, die sie an ihre geliebte Großmutter erinnerten. Alltag teilen, in Beziehung treten, nicht zuerst als ‚Amtsträgerin‘, sondern von Mensch zu Mensch, wahrnehmend und empathisch so wahrhaftig es möglich ist: das sind die Voraussetzungen für seelsorgerliche Begegnungen, die – mindestens im Hospiz – zur Glaubwürdigkeit von kirchlicher Seelsorge beitragen.

Auch Herr G., ein katholischer Patient, seit vielen Jahren mit einer fortlaufenden Krebserkrankung unterwegs, rang um seine Würde in den Zeiten, in denen er auf Unterstützung angewiesen war. Den im Kontext des Evangeliums auch für ihn völlig stimmigen Satz „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach“, erlebte er als Gebet in jeder Eucharistiefeier als entwürdigend. Er bete inzwischen „Herr, ich bin würdig, weil Du mich würdig machst“, vertraute er mir an. In jeder Kommunionfeier erlebte ich, wie ihn das aufrichtete und verband mit dem großen Geheimnis, auf das er hinlebte. Damit weist er uns ein Stück des Weges einer lebendigen Kirche auf Augenhöhe.